Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 40 Marburg i. H., den 5. Oktober 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,50 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Ueberwindung von Anfechtungen — Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst. 7. Romfahrt — Der Zwiespalt in der Kirche und ein Versuch seiner Lösung. Ein Wort zum Frieden — Der Weltkrieg in jüdischer Betrachtung — Vertrauen — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Ueberwindung von Anfechtungen

In dem allem überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat. Röm. 8, 37

Das „Dennoch" des Glaubens hat in der jetzigen Kriegszeit einen besonders schweren Stand. Die Wolken der Zweifel und der Rätsel, die die göttliche Weltordnung oder genauer Weltregierung uns aufgibt, ballen sich zusammen und verdüstern den Horizont, sie wollen, was das Gefährlichste ist, das Bild Gottes in unseren Herzen trüben. Wenn man eine Umfrage halten könnte bei denen in der Front und denen in der Heimat, wie viele erschütterte Ueberzeugungen und gebrochene Glaubensstellungen würde man entdecken! Wie stehts um den Glauben an Gottes Weisheit? Da könnte man ja immerhin sich bescheiden und Andere trösten mit dem Hinweis: „Soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken." Oder mit dem Glauben an seine Gerechtigkeit? Da könnte man immerhin sagen: Abwarten; es ist noch nicht aller Tage Abend. — Aber die schwerste aller Belastungsproben ist unstreitig dem Glauben an die Liebe Gottes vorbehalten. Und der ist doch das Herzblatt unseres Gottesglaubens. Hier klafft der Riß, hier zuckt der Schmerz.

Es ist die Frage, ob der Paulus, der selbst durch die tiefsten Wasser gegangen ist und seinen Glauben an die Liebe Gottes durch die schwersten Anfechtungen hindurch gerettet hat, mit seinem „Dennoch", mit seiner Ueberwindungskraft uns raten und helfen kann in den Nöten, die uns getroffen haben, daß auch wir in dem allem, durch das wir hindurch müssen, weit überwinden mögen?

Es gehört viel, sehr viel zu „dem allem". Ists vielleicht mehr, als was des Paulus Prüfungen für ihn bedeuteten? Oder sind die unsrigen ganz andersartig, so daß sie mit den seinen nicht recht verglichen werden können? Es lohnt sich der Mühe, dem nachzudenken. Und da ist zuerst zu sagen: äußerlich ist viel Gleiches, innerlich viel Verschiedenes festzustellen. Aeußerlich Gleiches: bei uns wie bei ihm gilt die Frage: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert?" „Wir werden getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie die Schlachtschafe." Letzteres gilt buchstäblich von unseren Streitern in der Front; jenes aber in vielen Stücken, mutatis mutandis, von unserer Bedrängnis in der Heimat. Aber nun die große Verschiedenheit in innerlicher Beziehung! Bei dem Apostel war alles so licht, klar, folgerichtig, ein geschlossenes Gefüge von notwendigen Zusammenhängen: „um deinetwillen" dulden wir; um Christi und seines Reiches willen. Im Kampf um Gott und seine Sache, um die Rettung der Seelen zum ewigen Leben: in diesem heiligen Krieg müssen und können alle Gefahren, Nöte, Entbehrungen und Wunden übernommen werden. Es geht ja nicht anders. Das heilige Zeichen des Kreuzes, des Kreuzes Christi schimmert durch alle Not hindurch. Uns aber starrt der Krieg an mit sphinxartigem Gesicht und bedrängt uns mit seinen unlösbaren Fragen und Rätseln. Wer vermag in die eigentliche Seele dieses Weltkriegs ganz hineinzudringen, sie ganz zu durchschauen? Weltgeschichtlich und politisch angesehen sind wir ja um die lösenden Formeln nicht verlegen. Aber davon ist hier nicht die Rede. Es handelt sich um die geistige Seite des Kriegs, um die religiöse, die Glaubensfrage, im engeren Sinn um das Problem des Glaubens an die Liebe Gottes über und trotz der Kriegsnot- und -furie. So folgerichtig und klar die Zusammenhänge von Kampf und Sieg, von Kreuz und Krone bei dem Apostel Paulus waren, sodaß er sagen konnte: wir überwinden weit, wir siegen in dem allem „überschwenglich" — so schwer wird es uns, mit dem Rätsel des Krieges fertig zu werden. Seine Irrationalität ist so groß, so schneidend, daß ihm gegenüber umgekehrt eine Unzulänglichkeit, eine Unterbilanz der Glaubenskräfte hervortritt, und das in den weitesten Kreisen, bis in die Reihe überzeugter Christen hinein. Es sind tiefste Erschütterungen des Gottesglaubens, in die man hinein sieht, wenn man zu den trauernden Gattinnen und Müttern geht, die um ihre Männer und ihre Söhne weinen, und schon der Blick aufs Ganze, auf den Strom von Blut und Tränen, der jetzt durch die Menschheit flutet, bringt Tausende zum Wanken.

* * *

Aber gerade, wenn man diesen inneren Nöten und Anfechtungen offenen Auges, mit gründlichem Ernst und ohne voreilige Beschwichtigungsversuche ins Gesicht blickt, gerade dann und nur dann wird man auch auf die tiefen Fundamente stoßen, auf die der wahre, echte Glaube an die Liebe Gottes gegründet ist. Es sind dieselben, keine andern, als auf denen auch des Apostels Glaube ruht.

Wir überwinden weit um des willen, der uns geliebet hat: so sagt er und meint damit zu allererst nicht eine unbestimmte, irgendwie vorausgesetzte oder übernommene Vorstellung von der Liebe Gottes, sondern eine erlebte, bestimmte Wirklichkeit, die Liebe Gottes, die durch Christus ihn angeblickt und in sein Herz hinein gesprochen hat, ja darin ausgegossen ist. Diese, einmal erfahren und erfaßt, ist ja schlechterdings durch nichts mehr zu erschüttern, weder durch die Summe von Bosheit in der Welt, die auf ihn eindringt und einschlägt, noch auch durch widrige Geschicke und Prüfungen, die von oben über ihn verhängt wurden und die ihm nach menschlichem Ermessen und Wünschen wohl hätten erspart werden können, wie Hunger, Frost, Blöße, Krankheit. — Und was ihm recht ist, das ist uns billig. Der Soldat, der seinen Herrn Christum, seinen Erlöser gefunden und erkannt hat, wird sicherlich durch kein Trommelfeuer aus seiner Glaubensfestung herausgeworfen werden. Denn an eine erlöste Seele reicht und rührt keine Granate hin. — Wohl dem also, der schon von vornherein in diesem, dem eigentlichen Heilsglauben gegründet ist!

Aber dies ist nun eben die individuelle Lösung des Problems, die individuelle Ueberwindung der Anfechtung des Glaubens an die Liebe Gottes auf der Stufe des Erlösungsglaubens im eigentlichen Sinne.

Wer aber nun noch nicht auf diesem Grunde steht, in diesem festen Glauben geborgen ist — und ihn zu wecken, ist lediglich Gottes Werk und Wunder, nicht Sache der menschlichen Ueberredung —, kann dem nicht doch ein Wink gegeben werden, wie er die von Wetterwolken verhüllte Liebe Gottes in neuem Lichte sehen könnte, wenn er nur das rechte Augenmaß hätte, das Augenmaß, das dem Apostel selbstverständlich war und das jedem frommen, ernsten Menschen nicht trotz des Kriegs, sondern eben durch die Erfahrungen des Kriegs gegeben und geschärft werden muß? Solange ein Mensch das, was Liebe oder Güte Gottes ist, ablesen will an dem Maßstab seines Wohlergehens oder des irdischen Glücks und Friedens überhaupt, kommt er aus dem Irr- und Wirrsal nicht heraus, und jetzt vollends wird ihm jeder Boden unter den Füßen weggezogen! Man wird aber finden, daß die meisten, daß wohl alle Erschütterungen des Glaubens daran von diesem grundverkehrten Maßstab herrühren. Wie, wenn Paulus ihn an sein Leben angelegt hätte? Er wäre wohl der Elendesten einer gewesen! Und nun stehen wir alle mitten drin in dieser großen Schule der Umwertung aller Werte. Der Krieg ist der große Lehrmeister, der Loslöser von den falschen, der Enthüller der wahren Werte, daß die Seele erwache, daß das Ewige in uns sich entwickle: daraufhin, daraufhin allein ist die Liebe Gottes gerichtet. Und so gehört in sie hinein auch das furchtbare, schonungslose Gericht über das ungöttliche Leben und Wesen, das Hingegebensein an die irdischen Interessen und Güter als das Unheil alles Unheils, als die Quelle alles Haders und Jammers, alles Hasses und aller Lüge — ist nicht der Mammonssinn eine von den letzten Wurzeln und Triebfedern des Weltkriegs? — kurz, über den ganzen „Irrtum des Lebens ohne Gott".

Für den ernsten, tiefer grabenden Betrachter lösen sich und schmelzen so, gerade in der Glut dieses Läuterungsfeuers, die dunkeln harten Fragezeichen und Widersprüche gegen den Glauben an die Liebe Gottes. Aber doch wäre das Letzte nicht gesagt und die tiefen Rätsel noch nicht gelichtet, wenn nicht eine gewaltige Größe vor dem Blick der die Not der Zeit durchlebenden und durchleidenden Seele auftauchte und sich zur unzweifelhaften Tatsache verdichtete — eine Größe und ein Wert, ohne den auch Paulus sein Siegeslied von der Ueberwindung aller Anfechtungen nicht hätte anstimmen können: das ist das andere, das ewige Leben, in das alle Prüfung und alle Erziehung der Seelen, alle Selbsthingabe und alle Todesopfer ausmünden, ohne welches dagegen all unser Erleben und Erleiden eine Tragikomödie ohne Gleichen, ein grausames Narrenspiel, eine vollendete Sinnlosigkeit wäre!

Alles Ding währt seine Zeit, auch dieser Weltkrieg, Gottes Lieb in Ewigkeit. Der christliche Glaube des deutschen Volkes hat den dreißigjährigen Krieg überstanden und überwunden, er wird an dem dreijährigen nicht zuschanden werden. J H

Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst

Vgl. 1915 Nr. 44 f. 1916 Nr. 1, 4, 5, 6, 7, 9.

7. Romfahrt

Aufbruch von Erfurt November 1510, in Rom Ende Dezember bis Ende Januar, Heimkehr Anfang März 1511 [1])

Wenn ich wandern und reisen sollt, wollt ich nirgend lieber durchziehn, denn durch Bayerland und Schwaben. Dort sind die Leute gar freundlich und gastfrei, kommen dem Fremdling entgegen und versorgen ihn rechtschaffen gegen die gebührende Zahlung. Tischrede

Bayern, eine sehr unfruchtbare Gegend, ist aber gar wohl angebaut, hat sehr feste Städte. So ist auch Schweizerland sehr unfruchtbar und gebirgig; daher müssen die wackeren Soldaten ihre Nahrung anderswo suchen. Daher sich auch der Zank erhoben hat wegen der abgeschnittenen Zufuhr. Tischrede

Innsbruck ist klein und aus gleichgroßen Gebäuden zusammengefügt, als wäre es nur Ein durchgehendes Haus. Tischrede

Mir und meinem Geleitbruder geschah es in Italien, wie wir die ganze Nacht bei offnen Fenstern geschlafen hatten, bis früh um 6, da wir aufwachten war uns der Kopf ganz benommen, so daß wir den ganzen Tag kaum eine Meile vorankommen konnten. Wir wurden vom Durst übel geplagt, aber es ekelte uns vor dem Wein und wollten nur Wasser trinken, welches tödlich ist. Da gab uns ein Wirt guten Rat und zwei Granatäpfel, davon genasen wir." Tischrede

Wo wollten wir die Predigt nehmen, die da stark und kräftig genug wäre, dem schändlichen . . Saufteufel bei uns zu wehren? . . Wenn ja nicht Anders helfen wollte, so sollt uns doch die Schande bewegen, so über uns in andern Landen gehet. Denn in dem Stück haben andre Nationen, sonderlich Welschland, eine große Hoffart und Trotz wider uns, daß sie uns heißen „die vollen Deutschen". Denn die Tugend ist dennoch bei ihnen, daß sie nicht solche trunkne, volle Leute sind.
Eine Predigt von Nüchternheit und Mäßigkeit wider Völlerei und Trunkenheit 1525

Solches Dings ist viel mehr, darin sich die Griechen mit den Römern nicht vergleichen.[1]) Und was tut das Bistum Mailand noch heutigen Tags, welches doch unter dem Papst in welschen Landen liegt? Da nicht allein die Elevation [2]) oder ein Stück in der Messe den andern Kirchen, sondern die ganze Messe ungleich ist, sonderlich daß es den kleinen Kanon nicht hat und allerdinge ein eigen Weise hält in der Messe. Also daß ich Anno 1510, da ich da durchzog, an keinem Ort konnte Messe halten, und die Priester uns sagten: Wir sind ambrosianisch, hier werdet ihr nicht zelebrieren können.[3])
Kurzes Bekenntnis vom h. Sakrament 1545

In der Lombardei am Po ist ein sehr reiches Kloster Sankt Benedikts, das alle Jahr 36 000 Dukaten hat; in dem gibt es so große Genüsse, daß sie jährlich 12 000 Dukaten auf die Gastung wenden, 12 000 Dukaten auf Gebäu, das letzte Dritteil an den Konvent. Da bin ich, Martinus Luther, gar ehrenvoll bewirtet worden. Tischrede

Ich habe in Italien eines Papstes ganzes Gewand gesehen, in einem Kloster, aber die Inful war nur die eines Bischofs. So sagte ich zu einem Mönch, ob das die Krone des Papstes sei. O nein, antwortete der, seine Krone ist dreifach, man nennt sie regnum mundi (ein verhängnisvoller Name) und ganz Deutschland könnte sie kaum bezahlen. Er sollt den Kaiser zu Bologna mit Steinen und Schmuck weit überstochen haben.[4]) Tischrede

Ich hörte in welschem Lande zu Siena von Kaiser Friedrich sagen: „Wir haben von eurem Kaiser gelernt viel Sprüche, sonderlich diesen:[5]) „Wer nicht übersehen oder überhören kann, der kann nicht regieren." Der 101. Psalm ausgelegt 1534

Feine mäßige Kirchen mit niedrigen Gewölben sind die besten für Prediger und Hörer. Denn der Zweck der Gotteshäuser ist nicht das Geschrei der Chorsänger, sondern das Wort Gottes und seine Predigt. Sankt Peters Münster zu Rom,[6]) die Kirchen von Köln und Ulm[7]) sind zu groß und ungeeignet. Tischrede vom 26. 2. 1538

1) Auch hier nur aus der Menge der Erinnerungen das Meiste. Manche Aussagen wiederholen sich; Stellen, die man wohl für Luthers Erlebnisse in Rom in Anspruch genommen hat, die aber vielmehr auf späterem Hörensagen beruhen, bleiben unberücksichtigt. Zum Ganzen vgl. Heinrich Böhmer, Luthers Romfahrt (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1914), auch Kawerau in den Deutsch-evangelischen Blättern 1901 Heft 2.

1) Es gibt noch mehr Zeremonien, darin die orientalische Kirche mit der römischen Kirche nicht übereinstimmt.
2) die Aufhebung der Hostie, nach Luther „ungeboten und unnötig, von menschlicher Andacht hergekommen".
3) Ueber „ambrosianische Messe" vgl. die Lexika.
4) Bei der Kaiserkrönung Karls V. 1530.
5) Qui nescit dissimulare, nescit imperare. Die obige Verdeutschung fügt Luther selbst dem lateinischen Wortlaut hinzu.
6) 1510/11 stand noch die alte Peterskirche, eben vor dem Abbruch.
7) Die Tischrede geht vom Kölner Dom aus, den Luther beim Kapitel der Augustinerkongregation in Köln Mai 1512 gesehen hat. Das Ulmer Münster sah Luther auf dem Hinwege nach Rom November 1510.

Daß ich zu Rom gewesen bin, möchte ich um Vieles nicht hergeben. . . . Ursache [1]) der Reise war die Generalbeichte, die ich von der Kindheit an ablegen wollte und fromm werden. Zu Erfurt hatte ich schon zweimal eine solche Beichte getan; in Rom fand ich dafür ganz ungelehrte Leute. Tischrede

Ich hab zu Rom etliche Bilder gesehen, die Lukas gemalt haben soll. Predigt an Peter-Paul 29. 6. 1539

Ich wünschte aber, daß solch Büchlein Euch wohlgefalle und daß Euer Herz eine bessere, seligere Wallfahrt drinnen finde denn diejenige, so Ihr zu Jerusalem etwa getan habt. Nicht daß ich solch Wallen verachte. Denn ich möcht selbst solche Reise gern tun, und nu ich nicht mehr kann, höre und lese ich doch gern davon, wie ich denn Euch auch neulich mit Lust so gern und fleißig zuhörte. Sondern daß wir solch Wallen nicht feiner Meinung getan haben, gleichwie mir geschah zu Rom, da ich auch so ein toller Heiliger war: lief durch alle Kirchen und Klüften, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Ich hab auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten. Und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebeten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr. Es ist zu Rom ein Spruch: „Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu Sankt Johannis eine Meß hält." Wie gerne hätte ich da meine Mutter selig gemacht! Aber es war zu gedrängt und konnte nicht zukommen, und aß einen rustigen [geräucherten] Häring dafür.

Der 117. Psalm ausgelegt 1530, Widmung an Ritter Hans von Sternberg

Weil mich unser Herrgott in das scheußliche und häßliche Geschäft, wider den Papst zu schreiben, gebracht hat, wollt ich nicht viel Geld dafür nehmen, daß ich Rom nicht gesehen und gehört hätt. Ich müßte mich sonst immer besorgen, ich täte ihnen Gewalt. Tischrede

Der fünfte Grund ist von den Altären und Kirchen zu Rom, in welchen man Seelen erlöst mit Messen und die heiligen Väter Päpste das dulden und dazu Sankt Thomas [2]) in solcher Lehre von Päpsten bestätiget ꝛc. Hier sag ich: Es ist wahr, daß zu Rom Etliche dafür halten und ich selbst mehr denn eine Messe daselbst für die Seelen gelesen. Es hat mich der Glaube gereuet, darum daß ich erfahren, daß keine Bewährung oder Bestätigung [3]) darüber ist, damit man redlich bestehen möcht. Und sie selbst zu Rom nicht viel des achten.

Eine Freiheit des Sermons päpstlichen Ablaß und Gnade belangend 1518

So wollt ich zu Rom meinen Großvater aus dem Fegfeuer erlösen, ging die Treppe des Pilatus hinauf, betete auf jeder Stufe ein Vaterunser. Denn es war die Ueberzeugung, wer so bäte, kaufe eine Seele los. Aber als ich auf die oberste Stufe kam, dachte ich: Wer weiß, ob es wahr ist. [4])

Predigt vom 15. 9. 1545

Ich bin zu Rom gewest (nicht lange), hab daselbst viel Messe gehalten und auch sehen viel Messe halten, daß mir grauet, wenn ich daran denke. Da hörte ich unter andern guten groben Grumpen [5]) über Tische Kurtisanen [6]) lachen und rühmen, wie Etliche Messe hielten und über dem Brot und Wein sprächen diese Wort: Panis es panis manebis, Vinum es vinum manebis [7]) und also aufgehoben. [8]) Nu war ich ein junger und recht ernster, frommer Mönch, dem solche Worte wehtaten: was sollte ich doch denken? Was konnte mir anders einfallen als solche Gedanken: Redet man hier zu Rom frei öffentlich über Tisch also, wie, wenn sie allzumal beide, Papst, Kardinal samt den Kurtisanen also Messe hielten? Wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen so viel Messe gehört hätte. Und zwar ekelte mir sehr daneben, daß sie so sicher und fein rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn ehe ich zum Evangelio kam [1]), hatte mein Nebenpfaff [2]) seine Messe ausgerichtet, und schrien mir zu: Passa, passa! Immer weg! Komm davon! u. s. w.

Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe 1533

1) Die eigentliche Ursache war eine Ordensangelegenheit, in der Luther und sein Genosse Erfurt und die andern reformierten Augustinerklöster zu vertreten hatten.
2) Thomas von Aquin † 1274.
3) Durch die heilige Schrift.
4) Chi sa, sie vero. So hatte Luther wohl in Rom selber sagen hören. Wie weet, of het wel waar is: Spruch auf einer Kachel aus dem 16. Jahrhundert zu einer Abbildung der heiligen Treppe im Lateran. Scheel, Theologische Rundschau 1912 S. 88.
5) starken Stücken.
6) Leute von der Kurie, vom römischen Hof; römische Priester.
7) Du bist Brot und wirst Brot bleiben, Du bist Wein und wirst Wein bleiben.
8) Emporhebung = Elevation von Hostie und Kelch. Siehe oben Sp. 764 Anm. 2.

Ich habe einmal gesehen, daß in Einer Stunde an Einem Altar, dem des heiligen Sebastian, sieben Messen zelebriert wurden. Disputation vom 29. 1. 36

Und ich selbst zu Rom hörte auf den Gassen frei reden: „Ist eine Hölle, so stehet Rom darauf." . . .

So hab ichs zu Rom selbst gehört sagen: „Es ist unmöglich, daß so sollt länger stehen, es muß brechen."

Wider das Papsttum 1545

Daß doch ein jeglicher Diener des Wortes zu Rom gewesen wäre und hätte des Papstes Jahrmarkt gesehen! Tischrede

Ich wollt nicht 1000 Gulden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätt, denn ich hätt solch Ding (Roma est facta meretrix) nicht können glauben, wenn ichs nicht selbst gesehen hätt. Man spottete einfach unser, daß wir so fromme Mönch wären, und hielten einen Christen nur für einen Narren. Ich weiß, da ihrer wohl 6 oder 7 Messen hielten, ehe ich eine; sie nahmen Geld darum, ich aber keines. In Summa, in Italien ist keine Schande, denn allein arm sein. Mord und Diebstahl strafen sie auch noch ein wenig, denn das müssen sie tun; sonst ist keine Sünde zu viel. Tischrede vom Herbst 1542

Der Papst hält allein darum so viel Personen um sich, daß er durch sie aller Kirchen Güter und Einkommen, alle Kanonikate und Prälaturen zu sich ziehe und reiß'. Wie denn das in Rom wohl zu sehen und öffentlich ist, da so viel herrliche große Stifter und Klöster durch den Papst verwüstet sind, als Petri und Pauli, item Agnetis [3]), darinnen wohl an 150 Jungfrauen oder Nonnen innen waren, itzt ist nit eine mehr drinnen. So auch andere Klöster, da viel Mönch' innen gewesen, hat man alle herausgeplündert und läßt nicht mehr denn einen darinnen. So auch stehen itzt dieselbigen großen herrlichen Kirchen und Stifter wie die ledigen Scheunen . .; darinnen man zuvor viel Leute gespeiset und ernähret hat, nähret man itzt niemand. Predigt von dem Reiche Christi 6. 8. 1545

Alles was göttliche Ordnung ist, des wird zu Rom nit das kleinste Buchstäblein gehalten, ja es wird verspottet wie eine Torheit, so sein jemand gedenkt, wie das am hellen Tag ist. Sie mögen auch leiden, daß in aller Welt das Evangelium und Christenglaube zu Boden sinkt, und gedenken nit ein Haar drum zu verlieren. Dazu alle bösen Exempel geistlicher und weltlicher Büberei aus Rom als aus einem Meer aller Bosheit fleußet in alle Welt. Des wird alles zu Rom gelachet, und wer drum trauert, der ist ein bon Christian, das ist ein Narr.

Wider das Papsttum zu Rom 1545

Zum Zwölften, daß man die Wallfahrten gen Rom abtät. Das sag ich nicht darum, daß Wallfahrten böse seien, sondern daß sie zu dieser Zeit übel geraten; denn sie zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Aergernis sehen, und wie sie selbst ein Sprichwort gemacht haben: „Je näher Rom, je ärger Christen", bringen sie mit sich [heim] Verachtung Gottes und der Gebote Gottes. Man sagt: „Wer das erste Mal gen Rom geht, der sieht einen Schalk, zum andern Mal findet er ihn, zum dritten bringt er ihn mit heraus." Aber sie sind nun so geschickt worden, daß sie die drei Reisen auf einmal ausrichten, und haben fürwahr uns solche Stücklein aus Rom gebracht: Es wäre besser, Rom nie gesehen noch erkannt.

An den christlichen Adel deutscher Nation 1520

1) bei meinem (langsam-andächtigen) Messehalten.
2) am andern Altar.
3) San Agnese.

Die römische Kirche von der Simonie [1]) reinigen heißt sie von Grund aus zerstören. Wo bliebe Pracht und Prunk der Kardinäle des römischen Hofes, wenn man die Simonie aufhöbe? Die Kurie selber ginge darüber zu Grunde. Denn die Zahl der Kardinäle ist viel zu groß, sie haben schon alles Kirchengut verschlungen. Das Agnes-Kloster zu Rom, das 160 Menschen nährte, haben die Kardinäle zerrissen und an sich gerissen.

Vorlesungen über 1. Mose (25, 31—34) um 1540

Papst Alexander war ein Maran [2]). Die glauben gar nichts. Ihm folgte Julius, ein so großer Feind von ihm, daß er alle Türen und Fenster, auf denen sein Wappen gezeichnet war, ausreißen ließ.

Tischrede [3])

Die römische Unbußfertigkeit hat so großes Unglück wohl verdient. Und ich wollt nicht viel dafür nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte, wiewohl ich seine Verruchtheit damals noch nicht kannte. Anno 10, als ich zuerst der Stadt ansichtig ward, warf ich mich auf die Erde und rief: „Sei gegrüßt, heiliges Rom!“ Ja, wahrhaftig heilig ist es von den heiligen Märtyrern, von deren Blute es feucht ist, aber nun ist es in Stücke zerrissen, und der Teufel hat dem Papst seinen Dank darauf . . .

Tischreden [nach dem Sacco di Roma 1527]

Wer gen Rom kam und brachte Geld, der kriegte Vergebung der Sünden. Ich als ein Narr trug auch Zwiebeln gen Rom und brachte Knoblauch wieder.

Predigt über Matth. 21 vom 30. 1. 1538

Anno Domini (ist mir recht) 1510 war ich zu Rom, da höret ich diese Geschicht sagen: Es liegt ein Flecken mit Namen Roncilion [4]) etwa 7 deutscher Meilen herwärts von Rom. Daselbst ist gewesen zur Zeit Pauli II. (welcher vor 70 Jahren regiert hat) ein Amtmann des Papsts, der sah das lästerliche, teuflische Wesen des Papsts und seiner Grundsuppe zu Rom und gab dem Papst nicht seine jährliche Gebühr vom Amt. [5]) Der Papst ließ ihn laden, er kam nicht. Und was der Papst gebot, das verachtete er. Endlich tät ihn der Papst in den Bann, da fraget er nichts nach. Darnach ließ ihn der Papst mit Glocken beläuten und mit Lichtern, von der Kanzel ausgelöscht, werfen und verdammen, wie die Gewohnheit ist, daran kehrte er sich nichts. Zuletzt, weil nun solch verstockter Ungehorsam gegen den Papst in seinem geistlichen Recht Ketzerei heißen muß, ließ er den Amtmann auf ein Papier malen, mit vielen Teufeln über dem Kopf und zu beiden Seiten, und vor Gericht bringen, verklagen, und als einen Ketzer zum Feuer verurteilen, und flugs darauf mit dem Papier zum Feuer zu und verbrannt! Der Amtmann ließ auch ein Papier malen: den Papst mitten unter den Kardinälen, und oben drüber und um sie her alles voller Teufel, ließ Gericht sitzen und den Papst mit den Kardinälen verklagen als die ärgsten Buben, so auf Erden leben und täten unmeßlichen Schaden armen Leuten, und wenn ihr Oberster stürbe, so setzten sie mit Fleiß an desselben Statt den Allerärgsten, so sie unter sich finden können: wären wohl des höllischen Feuers wert; und wurden des viel Zeugen dargestellet. Da fuhr Richter Amtmann mit Klägern zu und sprachen: Man soll sie verbrennen! und flugs in tausend Teufel Namen mit dem Papst und Kardinälen zum Feuer zu und verbrannt! Bis ihn der Papst mit Gewalt vertrieb.

Wider das Papsttum zu Rom 1545

In Italien nähren die reichsten Klöster nur zwei oder drei Personen, und das aufs dürftigste. Das Uebrige fällt den Kardinälen und dem Papste zu. Bei Sankt Kalixt, wo in der Krypta mehr als 80 000 Märtyrer begraben sind, einem so großen Heiligtum, sind doch nur zwei Franziskaner, die alles zusammengebrachte Gut dem Papste zubringen, lassen sich an 6 Dukaten genügen. Dort ist ein so weltliches Wesen: wenn einer will Messe lesen, laufen die Leute herbei, und wenn einer eine halbe Stunde verzieht, so kriegt er eine Handvoll Groschen zusammen. Es lesen wohl zwei Priester zugleich am selben Altar die Messe, stehen sich dabei gegenüber, sind mächtig mit ihrem Handwerk. Sind die weg, dann folgen ihnen alsbald zwei andre. Also ist des Papstes Markt gegangen, der ein ungeheures Geld mit seinen Possen zusammengebracht hat. Und wir geben nun den allergrößten Schatz des Evangeliums umsonst den undankbaren Bauern, und sie mögen ihn nicht. Ach, was gilt, das gilt, sagt das Sprichwort. Ich wünschte, daß ein Jeder, der ein Prediger sollte sein, zu Rom gewesen wäre und hätte dasselbige besehen. — Dabei erzählte er [Luther] viel, was ihm auf der Reise zugestoßen war, wenn er in den allergottlosesten Klöstern einkehrte.

Tischrede

Martinus Luther erzählte von der Lage Roms, das er vier Wochen mit höchster Gefahr durchlaufen sei, und zwar das alte Roma. Die herrlichsten Gebäude wären von den Gothen ganz zerstört. Auf dem Kapitolinischen Berge sei das Franziskanerkloster. Der tarpejische Berg sei höher als der Aventin, Kapitolin, Quirin. Dann sprach er von dem Bau des Theaters, dessen Mauern und Fundamente noch dawären, es sei ein Rundbau und habe fünfzehn Stufen ringsum, konnte 200 000 Menschen fassen. Nun sprach er vom Grabmal des Kalixt, in dem viele tausend Märtyrer begraben seien. Rom ist dreimal von den Germanen erobert worden, von den Langobarden, Gothen und Vandalen. So wird auch heute der Papst angefochten. Die Stadt, die man heute sieht, ist ein Leichnam früherer Bauten. Da jetzt Häuser stehen, sind zuvor die Dächer gewesen, so tief liegt der Schutt; das sieht man leicht am Tiberfluß, da es Landsknechtsspieß hoch Schutt gibt. Rom hat jetzt auch seine Pracht: der Papst hält Umzug mit herrlich geschmückten Pferden, und das Sakrament wird auch auf geschmücktem Pferde geführt. Nichts ist dort zu loben als das Konsistorium [1]) und die Curia Rotae, [2]) da werden die Sachen aufs beste erledigt. Es gibt allda ein treffliches hart Regiment, wo der Richter, der Parasell [3]) heißt, dreihundert Diener zum Umherschicken hat. Dennoch ist ein wüstes Leben, Wesen und Morden da.

Tischrede

Ha Ha Ha, bon profacit, miser porko, meinet ihr Todeske Embrigek, daß wir solche Narren sein als ihr seid . .“ [4])

Wider das Papsttum . . 1545

Zu Rom sind Christen; denn die Deutschen haben da eine besondere Kirche, da man das Evangelium in deutscher Sprache lehret. [5])

Tischrede

Zu Rom im Spital ist die deutsche Kirche, die ist die beste, hat einen deutschen Pfarrherrn.

Matth. 18—20 in Predigten ausgelegt 1538

Der Zwiespalt in der Kirche und ein Versuch zu seiner Lösung

Ein Wort zum Frieden

1

Unter dieser von uns gerne aufgenommenen Ueberschrift hat einer der bekanntesten Führer der Preußischen Landeskirche, Generalsuperintendent D. Zöllner in Münster, in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung Nr. 33 und 34 einen Aufsatz veröffentlicht, der sich im Wesentlichen mit seinem vielbesprochenen Vortrage auf der Augustkonferenz decken wird. Auf die Schilderung der religiösen Lage in unsrer Kirche, die er enthält, gehe ich nicht ein. Auch nicht auf seine Kritik an mancherlei Vorschlägen zu ihrer Besserung. Zöllners eigener Vorschlag ist folgender.

---

1) Stellenkauf, Handel mit geistlichen Gütern und Gaben.
2) ein getaufter Jude spanischer Herkunft. Das Wort hängt zusammen mit „Maure“.
3) Dergleichen römisches Stadt- und Klostergeschwätz auch noch in andern Tischreden Luthers. Böhmer S. 131 ff. 144.
4) Ronciglione, am See Vico.
5) Der Mann hieß Deifebo Anguillara.

1) das Kardinalskollegium, wenn es auf Befehl des Papstes amtlich zusammentritt.
2) die Justizbehörde. 3) Stuhlmeister.
4) In dieser Rede, die Luther dem Papst in den Mund legt, stecken offenbar italienische Erinnerungen. Die Worte bedeuten: Buon pro le faccia, mi ser porco „Wohl bekomm's, mein Herr Schwein!“ Tedesche ubbriacchezze „Deutsche Betrunkenheiten“, spanisch tudesca embriaguéz. E. A. ²26 S. 229.
5) in der Kirche deutscher Nation S. Maria dell' Anima. Der Pfarrer hieß Heinrich Bode. Böhmer S. 129.

Er entdeckt in der heutigen Lage einen Punkt, an dem unter allen Umständen, um des Gewissens willen, reformiert werden muß. Dieser Punkt ist die Lage der sogenannten „positiven Minoritäten" in solchen Gemeinden, die liberale Mehrheit haben und nur liberale Pfarrer wählen. Ich bemerke dabei, daß er das Wort „positiv" ohne jeden gehässigen Nebensinn braucht, indem er ausdrücklich feststellt, daß auch „die auf der andern Seite Position haben". Wir können uns also diesen Ausdruck als einen Sammelnamen für alle diejenigen gefallen lassen, welche die dogmatische Tradition bejahen und darin ohne die engherzige Pressung von Einzelheiten den zutreffenden Ausdruck ihres Glaubens erkennen. Solche positiven Minoritäten sind vorhanden. Ihnen muß geholfen werden. Ihnen kann auf dem Boden der bestehenden gesetzlichen Ordnung der Landeskirche nicht geholfen werden. Also „müssen wir das Kirchenregiment gesetzlich in die Lage versetzen, daß es sich der positiven Minoritäten offiziell anzunehmen im Stande ist". D. h. wir müssen den Charakter der Landeskirche als Bekenntniskirche aufgeben. Die unausweichliche Folge ist, „daß wir auch Minoritätsgemeinden anerkennen, welche auf dem Boden der sogenannten modernen Weltanschauung stehen". In diesem Satze liegt das große Zugeständnis in Zöllners Gedanken, — abgesehn von dem ungerechten Ausdruck „moderne Weltanschauung".

Zöllner ist sich der Bedeutung und der Schwierigkeit seines Programms wohl bewußt. Auf Einzelheiten läßt er sich zunächst nicht ein. Das Ziel ist, innerhalb der Landeskirche, die als solche Gemeinden der einen und der andern Art umschließen würde, eine evangelische Bekenntnisgemeinschaft, zu der alle gehören würden, die im oben beschriebenen Sinne positiv sind. Zöllner hofft, daß in dieser Bekenntnisgemeinschaft dann die von ihm nicht verkannten Unterschiede zwischen Orthodoxie und Gemeinschaftschristentum zurücktreten würden. Er hofft auch und wünscht, daß zwischen dieser Bekenntnisgemeinschaft und dem andersstehenden Teil landeskirchlicher Christen die verbindenden Fäden nicht gänzlich zerreißen, und daß beide Teile sich zu gemeinsamem Arbeiten und Kämpfen auf dem Gebiete des sogenannten Kulturprotestantismus zusammenschließen würden.

Zöllner hat dabei den von mir vor Jahren vorgelegten Entwurf einer Kirchenreform nicht gestreift. Der Herausgeber der Kirchenzeitung aber hat in seinem Nachwort ausgesprochen, daß die von Zöllner empfohlene Lösung sich mit meinem Versuche berühre. Ich kann allerdings nicht unwidersprochen lassen, daß er diesen Versuch kurzweg als einen solchen der Trennung charakterisiert. Was ich wollte, und was, wie ich glaube, auch Zöllner will, ist gerade nicht bloß Trennung, sondern die Erhaltung einer großen Volks- und landeskirchlichen Gemeinschaft unter offener, unverschleierter Berücksichtigung des bestehenden religiösen Zwiespaltes.

2

Wenn mir damals, als ich jenen Entwurf veröffentlichte, ein solches Echo entgegengeklungen wäre, so würde ich mich allerdings wohl lebhaft gefreut haben, wie ich in der Tat das Verständnis mit warmem Danke begrüßt habe, das damals als Einziger D. Theodor Kaftan meiner Anregung entgegenbrachte. Ich gestehe aber, daß ich heute nicht mehr dieselbe Freude empfinde, weil ich inzwischen selbst nicht nur gegen die Durchführbarkeit, sondern gegen die Richtigkeit meiner damaligen Gedanken bedenklich geworden bin. Ich halte es nicht für schwächlich, dies einzugestehen, und darf wohl auch erzählen, wie das gekommen ist.

Der Ursprung dieser Bedenken liegt in einem Gespräche mit unserm verstorbenen Freunde v. Soden am Nachmittag desselben Tages, an dem ich in Goslar in der Versammlung der „Freunde der Christlichen Welt" meinen Vorschlag begründete und ausführte. Er fragte mich da, wenn ich mir meinen Vorschlag wirklich ausgeführt dächte, wenn es in der Landeskirche reinlich geschieden Gemeinden auf dem Boden des alten Bekenntnisses und Gemeinden auf dem Boden eines freieren protestantischen Christentums gäbe, in welcher von beiden Arten ich denn dann ein Amt suchen und eine gedeihliche Wirksamkeit zu finden hoffen würde. Auf diese Frage bin ich ihm damals die Antwort schuldig geblieben, und — ich wüßte sie auch heute nicht zu geben. Ich glaube aber, daß unendlich viele, von denen Zöllner wohl für selbstverständlich halten möchte, daß sie sich auf Grund ihrer theologischen Entwicklung zu einer Gemeinde „der modernen Weltanschauung" drängen würden, in derselben Lage sind. Nämlich in der Lage, daß sie ihre innere Gemeinschaft mit dem gemeinchristlichen, reformatorischen Glauben, ihre Gebundenheit an das Erbe der Kirche, ihre dankbare Verpflichtung gegen die religiösen Schätze der Vergangenheit viel stärker empfinden, als ihre Abweichung von der Theologie der Väter, von den Dogmen der Kirche und auch von manchen Berichten der Heiligen Schrift. Sie würden, wenn sie die Wahl hätten, schließlich doch viel lieber in einer Gemeinde und unter Christen leben und wirken, mit denen sie diesen Einklang des Glaubens, der sich eben nicht in Formeln und Worte fassen läßt, spüren, als in einer Gemeinde, deren Glieder mit ihnen nur durch das Band gemeinsamer Weltanschauung verbunden sind. Sie würden viel lieber die Unbequemlichkeit und die Unzulänglichkeit dogmatischer und kultischer Ordnungen in der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft tragen, natürlich nicht ohne anhaltend gegen solche Mängel zu kämpfen und ihre Beseitigung zu verlangen, als in Gemeinden wirken, in denen zwar diese Schwierigkeiten nicht drücken, sie aber vielleicht mit ihrer bewußten und dankbaren Anlehnung an das geschichtliche Christentum isoliert stehen würden. Ich habe damals, als ich jenen Entwurf herausgab, in der Erregung, die der Kampf gegen Jatho in der ganzen Kirche geschaffen hatte, den Gegensatz der dogmatischen Richtungen doch wohl etwas zu hoch eingeschätzt, zu sehr als den entscheidenden angesehen. Und es scheint mir bezeichnend, daß es gerade der Generalsuperintendent der Provinz Westfalen ist, der bei dieser Betrachtungsweise noch heute verharrt.

Wenn man aber dies Moment in Rechnung zieht, so erkennt man leicht, was die Folge sein würde. Auch innerhalb der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft in der organisierten Landeskirche würde nach ganz kurzer Zeit ein Streit der Richtungen wieder aufleben; und gewiß würde er auch in den Gemeinden der andern Art nicht fehlen. Es würde kein Menschenalter dauern, so würde sich innerhalb der beiden Gesinnungsgemeinschaften dasselbe Schauspiel wiederholen, das heute die Landeskirche bietet. Der Widerspruch der sogenannten „modernen Theologie" gegen das herrschende Lehrgesetz und die gottesdienstlichen Ordnungen hat aber seinen Grund durchaus nicht allein oder auch nur hauptsächlich in der „modernen Weltanschauung". Wir behaupten vielmehr und haben dafür gute Gründe, daß gerade die Treue gegen das reformatorische Verständnis von Glauben, Offenbarung und Kirche eine Umbildung der kirchlichen Lehr- und Gottesdienstformen erfordert.

3

Deswegen bleibt es doch dabei, daß die Schutzlosigkeit der Minoritäten der allerschwerste Mangel an der Landeskirche ist, der Minoritäten der einen wie der andern Seite. Nur handelt es sich dabei nicht bloß um dogmatische Richtungsunterschiede. Der Gegensatz einer Minorität gegen die in der Mehrheit der Gemeinde herrschende und durch die Pfarrer zum Ausdruck kommende Auffassung vom Christentum kann auch durch ganz andere Kräfte hervorgerufen und zum Bewußtsein gebracht sein. Es kann der Gegensatz des Gemeinschaftchristentums gegen eine unlebendige Orthodoxie und gegen ein starres Amtsbewußtsein, es kann der Gegensatz sozialer Gesinnung gegen eine zu enge Verbindung der herrschenden Richtung mit den Besitzenden und Privilegierten, es kann der Gegensatz ernster Christlichkeit gegen eine von der Mehrheit geschützte und gerngesehene Laxheit und Weltförmigkeit sein. Es ist keine geringere Zumutung für einen charaktervollen Christen, seine Kinder einem Pfarrer zur religiösen Unterweisung anzuvertrauen, dessen Lebensrichtung und praktische Stellungnahme seinen Ueberzeugungen widerspricht, wie einem solchen, dessen Lehre seiner Auffassung zuwider ist. Ich glaube sogar, daß einem für die Wirklichkeit unseres kirchlichen Lebens erschlossenen Blick solcher Gegensatz heute viel stärker erscheinen muß, als der dogmatische Gegensatz, und daß die daraus entstehenden Konflikte mindestens ebenso ernst zu nehmen sind.

Gibt es nun nicht einen Weg, allen diesen Konflikten vorzubeugen? Mir scheint, es gibt ihn. Wir müssen in der ganzen Landeskirche mit dem starren Parochialprinzip brechen, wonach der Wohnsitz, noch dazu oft in einem bestimmten Straßenviertel, ohne weiteres die Zugehörigkeit zu einer Kirchgemeinde nach sich zieht. Wir müssen gesetzlich das Recht schaffen, daß Gemeindeglieder sich einer andern Gemeinde anschließen können als der, zu der sie nach Wohnsitz und Sprengeleinteilung gehören. Dabei könnte man, um ungewünschte finanzielle Nebenwirkungen auszuschließen, dieses Recht auf den seelsorgerlichen und geistlichen Verkehr einschränken, sodaß die rechtliche und steuerliche Zugehörigkeit zur Wohnsitz- oder Sprengelgemeinde davon unberührt bliebe. Natürlich müßte dann auch den Pfarrern der Landeskirche ganz allgemein ohne Dimissoriale und solche Rückständigkeiten das Recht zur geistlichen Bedienung auch solcher Glieder der Landeskirche gewährt werden, die nicht in ihren Amtsbezirken wohnen. Auch dieser Weg ist nicht leicht gangbar, aber die Schwierigkeiten ließen sich überwinden. Ein Vorbild ist darin gegeben, daß der Preußische Minister wiederholt Geistlichen von Vereinen die Freiheit von jedem parochialen Zwang zugestanden hat, wodurch der merkwürdige Zustand entstanden ist, daß Gemeindegeistliche in ihrer Wirksamkeit aufs strengste beschränkt sind, während Vereinsgeistliche von jeder solcher Schranke entbunden wurden. Wenn zu einer solchen rechtlichen Ordnung dann noch etwas mehr Brüderlichkeit und Rücksichtnahme des einen Teils auf den andern käme, wenn Kirchenregiment und kirchliche Körperschaften etwas mehr darauf bedacht wären, in Gemeinden mit mehreren Geistlichen solche verschiedener Art und Richtung zu berufen, statt rücksichtslos nur Männer der Mehrheit zu wählen oder zu ernennen, und wenn der agendarische Zwang einer gewissen Weiträumigkeit wiche, so ließe sich damit doch wohl auskommen.

4

Die Voraussetzung einer solchen Bescheidung ist allerdings eine, von der ich fürchte, daß Zöllner sie nicht teilt. Nämlich die Empfindung dafür, daß doch auf jeder Seite protestantisches Christentum gewollt und gelebt wird. Der erste Teil der Zöllnerschen Ausführungen ist leider von der Tendenz getragen, die Unterschiede in unserer Kirche als geradezu unüberbrückbar hinzustellen. Er erreicht diesen Eindruck, indem er an einigen Zitaten, merkwürdigerweise hauptsächlich von Johannes Müller und Bonus, als ob diese die erklärten Vertreter der freieren Richtung in unserer Kirche wären, diesen Gegensatz aufs schroffste herausarbeitet. Ich glaube nicht einmal, daß er die Genannten richtig verstanden hat, viel weniger aber, daß solche Aeußerungen gerechterweise zur Charakteristik dessen dienen dürfen, was man gemeinhin moderne Theologie nennt. Wohin eigentlich die Hauptmasse der modernen Theologen nach Zöllners Scheidung gehört, ist mir völlig unklar geblieben.

Viele Beobachtungen, die Zöllner während des Krieges gemacht hat, sind gewiß richtig, aber sie sind nicht Eigentum einer Richtung in der Kirche. Seine Warnung vor dem Kultus des deutschen Gottes dürfte nicht nur modernen Theologen, sondern auch ihm viel näherstehenden Theologen gegenüber am Platze sein. Der Eindruck, den die große Masse der Christenmenschen in der Erschütterung des Krieges von der Kirche gehabt hat, ist sicher nicht der, daß die beiden Richtungen in ihr unverträglich sind. Vielmehr ist dieser Richtungsunterschied den meisten heute noch viel gleichgültiger als zuvor. Was sie begriffen haben, ist, daß die Menschenseele in Sturm und Drang von ewigen Wahrheiten lebt, die, Gott sei Dank, jenseits aller Theologie liegen, und daß es um das wahre Christentum eine höchst einfache, aber sehr ernste Sache ist.

Erich Foerster

Der Weltkrieg in jüdischer Betrachtung

1

Es ist ein tief einschneidender Mangel der christlichen Theologie, daß für sie im allgemeinen und in der Hauptsache die Urteile über das Judentum und die Kenntnis des Judentums da aufhören, wo das Alte und Neue Testament aufhören. Die jüdische Religion ist heutzutage und in unserer unmittelbaren Nähe lebendig und hat in Deutschland Vertreter, Verkünder aufzuweisen, die mitten drin stehen in moderner Bildung und in tief innerlicher Frömmigkeit. Auch die jüdische Religion der Gegenwart macht sich natürlich ihre Gedanken über den Weltkrieg, und es ist sehr lehrreich für uns Christen, diese Gedanken kennen zu lernen. Es trifft sich gut, daß zwei charakteristische, führende Persönlichkeiten auf jüdischer Seite sich zum Weltkrieg von religiösen Gesichtspunkten aus geäußert haben. Diese beiden Männer sind Gegner, Kämpfer, der eine für das sogenannte „liberale" Judentum, der andere für das sogenannte „gesetzestreue" Judentum. Es sind zwei ausgeprägte Persönlichkeiten, deren Eigenart sich in ihren Schriften deutlich kenntlich macht. Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M., Führer der jüdischen „Liberalen", liebt es, schwungvoll zu reden und aus der deutschen und antiken klassischen Litteratur zu zitieren. Wohlgemuth, Dozent am Rabbiner-Seminar in Berlin, ist der Wortführer der jüdischen „Orthodoxen" oder „Gesetzestreuen"; er schreibt in ruhiger Gedankenentwickelung, in engem Zusammenhang mit den Gedanken der Bibel und praktischer jüdischer Frömmigkeit, wo er die Zeitereignisse von solcher Warte aus scharf und ohne Rückhalt kritisiert. Seligmann ist der Herausgeber der Monatsschrift „Liberales Judentum", Wohlgemuth der Herausgeber des Jeschurun [1]), einer Monatsschrift für Lehre und Leben im Judentum.

2

Seligmann hat sich in Nr. 3 und 4 (März und April) seiner Monatsschrift 1916 zum Weltkrieg geäußert, und zwar unter dem Titel: „Der Krieg und die göttliche Weltregierung".

Er beginnt mit einer anschaulichen Schilderung des Elends dieses Krieges und fragt dann:

> Wenn ein Gott ist, der dieses Menschengeschlecht geschaffen, warum läßt er diesen Wahnsinn zu?

Mit Recht heißt es:

> Was wäre das für ein Gott, der nicht Liebe und Gerechtigkeit wäre? — Viele haben in heißen Stunden gerungen mit diesem Problem, und niemand vielleicht gewaltiger als das Volk der Bibel. Ja, ich meine, in ihrer ganzen Tiefe versteht man die Bibel erst, wenn man in ihren Wendungen und Worten, in ihren Geschichten und Gedichten, in ihren welterobernden Gedanken und welterlösenden Lehren gelernt hat, nichts anderes zu schauen als Lösungsversuche unseres großen Problems von der Weltregierung Gottes.

Der prophetische Grundgedanke ist: das Unglück ist Strafe Gottes. Dem stellt Seligmann den Satz gegenüber:

> Eine Sache wird nicht dadurch als gerecht erwiesen, daß sie den Erfolg für sich hat. Tausendmal hat das Laster triumphiert, und das Edle ist ohne Schuld zerbrochen worden. [2])

So kommt er auf Hiob, auf die Lösung des Theodizeeproblems durch den Gedanken der Prüfung und auch auf den Gedanken des Jenseits. Das Wahrheitsmoment des letztern Gedankens sieht er in der Scheidung zwischen der sinnlichen und der sittlichen Welt. Jede hat ihre eigenen Gesetze:

> Es gäbe keine sittliche Weltordnung, wenn in das Sittliche außersittliche Bedingungen und Einflüsse hineinragten. Es gäbe keine Tugend und kein Laster, wenn für die Tugend Zuckerbrot und für das Laster die Peitsche in jedem Fall mit Notwendigkeit bereit stünden.

Wir müssen den unbedingten Zusammenhang innerhalb der sittlichen Welt ebenso anerkennen wie innerhalb der Welt der Natur. [3]) Und da ist nun klar:

> Was beschuldigen wir die göttliche Weltregierung, wo doch an den meisten Uebeln, über die wir jammern, wir selbst die Schuld tragen? — Hat Gott diesen furchtbaren Weltkrieg über uns verhängt, oder haben ihn die Menschen durch ihre Sünden, für die wir alle durch unser Tun und Lassen mehr oder weniger mitverantwortlich sind, entfesselt?

1) Name für Jerusalem.

2) Daß trotzdem sich im Leben des Einzelnen und der Völker auch Gerichte Gottes vollziehen, leugnet Seligmann nicht. Wohlgemuth steht in dieser Beziehung den alttestamentlichen Gedanken näher und ergänzt Seligmann.

3) Reißt Seligmann nicht doch hier sittliche Welt und natürliche Welt, die doch beide von Gott ausgehen, zu sehr auseinander? Kants Gedanken, auf denen Seligmann doch wohl hier fußt, lösen Religion schließlich in Ethik auf, was ein Fehler ist.

Und schließlich gilt es:

Selbstüberwindung und Ueberwindung der äußeren Welt sind die weltgeschichtliche Aufgabe, die Bestimmung der Menschheit.[1])

Das messianische Ideal setzt hier ein, Hoffnung statt alles Jammers:

So mag der Weltkrieg heute über die Erde brausen. Durch Kampf und Not, durch Nacht und Sturm schreiten wir glaubend und hoffend zu Sieg und Frieden.

Seligmann schließt mit den Worten:

Und wenn uns oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll auf Erden,
Nur unverzagt, auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

3

An diesen Ausführungen sieht man Folgendes: 1. Der moderne Jude empfindet stark, daß die alttestamentliche Vergeltungslehre, die zu den Problemen des Buches Hiob geführt hat, nicht immer des Rätsels Lösung ist; 2. daß der Jenseitsglaube mit Zurückhaltung und nicht mit apokalyptischer Phantasie zu behandeln ist; 3. daß das messianische Ideal und der Gottesglaube schließlich unmöglich in den Pessimismus, sondern in Hoffnung, Vertrauen auf Gott und die Weltregierung und Weltentwicklung hineinführt. Das sind alles auch für uns Christen beherzigenswerte Gedanken. Sie sind schon insofern für uns beherzigenswert, als wir endlich damit aufhören sollten, die auf das Diesseits blickende Vergeltungslehre, wie sie sich in dem Alten Testament vielfach findet, schlechtweg als „jüdisch“ zu bezeichnen. Der heutige philosophisch und litterarisch gebildete Rabbiner wird, vor allem wenn er liberal ist, die Identifizierung des „Jüdischen“ mit dem Alttestamentlichen nicht an allen Punkten als richtig empfinden.[2]) Dasselbe gilt von der Gleichsetzung des „Jüdischen“ mit dem Apokalyptischen, wozu christliche Theologen vom Neuen Testament aus sehr rasch geneigt sind.[3]) Was endlich das messianische Ideal anlangt, so pflegt es in christlichen Kreisen rühmend hervorgehoben zu werden, daß das Judentum trotz aller Not seiner Geschichte die messionische Hoffnung festgehalten hat.[4]) Zu wenig ist man sich aber bei diesem anerkennenden Urteil dessen bewußt, daß das auch von dem Judentum der Gegenwart gilt.

4

Was hat nun der Gegner Seligmanns, der Vertreter des heutigen „orthodoxen“, „gesetzestreuen“ Judentums, Dr. Wohlgemuth, zum Weltkrieg zu sagen? In einem Buch von 166 Seiten spricht er sich in zehn, ursprünglich im „Jeschurun“ erschienenen Aufsätzen über diese Fragen aus, und zwar unter dem Titel „Der Weltkrieg im Lichte des Judentums.“[5]) Die zehn Aufsätze stammen aus der Zeit vom September 1914 bis August 1915 und behandeln folgende Themata: 1. der Weltkrieg, 2. der Krieg und die Moral, 3. der Jude und der Krieg, 4. das große Hassen, 5. unser Kaiser, 6. die Entweihung des göttlichen Namens, 7. warum hassen uns die Völker?, 8. der heilige Egoismus und das gottgesegnete Volk, 9. der ewige Friede, 10. der Gott der Gerechtigkeit. Das sind durchweg gediegene Arbeiten, die auch auf christlicher Seite weithin Beachtung verdienen. Sie haben mehr als Augenblickswert und beurteilen die Zeitereignisse von der hohen Warte lebendiger Frömmigkeit. Schön tritt darin auch deutsches Empfinden hervor, vor allem der Persönlichkeit unseres Kaisers gegenüber:

Deutschlands Schild ist blank, es kämpft für sein gutes Recht, einen ihm aufgedrungenen Kampf für seine Existenz.

Der Kaiser ist der Friedensfürst ohnegleichen, von vornehmer Gesinnung, die Religion ist ihm nichts Aeußerliches,

1) Hierzu bietet Wohlgemuth und auch das Christentum, wie wir sehen werden, eine notwendige Ergänzung. Das Reich Gottes kommt schließlich durch Gott, nicht durch die Menschen.

2) Ueber die Wahrheitsmomente der alttestamentlichen Vergeltungslehre siehe unten, was Wohlgemuth besonders unterstreicht.

3) Auch Wohlgemuth ist nichts weniger als apokalyptisch.

4) Glaube ist Hoffnung, das ist auch neutestamentliche Ueberzeugung.

5) 4. Auflage. Berlin N. 24, Verlag des Jeschurun 1916. 2,50, gebunden 3,50 Mk.

sondern sein ganzes Wesen von ihr bestimmt und erfüllt. Mit Recht hebt Wohlgemuth „die ethische Seite in diesem Weltkrieg“ hervor:

das soll deshalb wiederholt unterstrichen werden, weil schon jetzt Kräfte an der Arbeit sind, welche dies ethische und letzten Endes religiöse Moment im Völkerringen hinwegdeuten wollen.

Mutig spricht Wohlgemuth es aus:

Das Nationalitätsprinzip in seiner Uebertreibung und seiner brutalen Nacktheit hat bankrott gemacht. — An der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Gott der Gerechtigkeit zum Siege verhilft, kann uns nichts irremachen. — Und wenn, was Gott verhüten möge, wie so oft im Leben des Einzelnen, das Unrecht triumphieren würde, auch das könnte dem Menschen von tiefer religiöser Ueberzeugung nicht den Glauben an den endgiltigen Sieg der Gerechtigkeit ertöten.[1])

Man kann es den Juden wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie in diesen Zusammenhängen von dem Weltkrieg die Befreiung ihrer Glaubensbrüder vom russischen Joch erwarten. Auch dies eine Forderung des Glaubens an Gottes Gerechtigkeit. — Mit Recht führt Wohlgemuth unter der Ueberschrift „der Krieg und die Moral“ aus, daß sich „das Moralische durchaus nicht von selbst versteht“. Nach der Bibel ist der Krieg nicht unsittlich:

Die Propheten verkünden den Frieden als einen Lohn in kommender Zeit, als ein Glück, das der Menschheit von Gott beschert wird am Ende der Tage. — Das Reden aber von einem frischen fröhlichen Krieg ist unsittlich.

Das Ideal ist der Friede, aber es bedarf vor dessen Eintreten unablässiger sittlicher Arbeit. — „Der Jude und der Krieg“: auch hier redet Wohlgemuth frei und offen. Er sagt: unser Patriotismus ist rein; denn „wir erwarten aus diesem Krieg für unsern kleinen Kreis keinen Gewinn. Wir geben uns ohne Bedingung hin an das große Ganze“. Er ist ernst; denn „der Krieg ist uns nicht Sport. Wir sind uns voll bewußt der ungeheuren Werte, die der Krieg zerstört“. Er ist tief; denn er ist uns ein Gebot des Gesetzes, der Religion. Grade der „Gesetzestreue“ empfindet tief das Gebot der Pflicht, des Gehorsams:

Daß die Deutschen mehr als andere Völker gehorchen gelernt haben, das hat die Leitung in den Stand gesetzt, den voraussichtlichen Sieg vorzubereiten und durchzuführen. Dieser Sinn für die „Gesetzlichkeit“ ist dem Bekenner des überlieferten Judentums in noch höherem Maße eigen. Sein ganzes Leben ist darauf eingestellt, sich in jeder Betätigung dem Gesetze unterzuordnen.

Gegen „das Hassen“ redet Wohlgemuth ein kräftiges Wort in dem Sinne, daß man mit einem Mal den Haß gegen so vieles predigt, was man vorher verehrt hat. In einem anderen Sinne aber sagt er mit Recht:

Es gibt noch ein anderes Hassen, das große Hassen, den Haß gegen das Schlechte, gegen die, welche das Schlechte verkörpern, gegen die Träger des Bösen, die Verführer der Völker. Die Bibel wird nicht müde, diesen Haß zu predigen.

Zum 27. Januar 1915 hat Wohlgemuth eine Abhandlung „Unser Kaiser“:

Die Einsetzung des Königtums ist eine Forderung des pentateuchischen Gesetzes.

Der König ist Werkzeug Gottes:

Immer und immer wieder ist der Kaiser in seinen Ansprachen auf diese seine Lieblingsidee zurückgekommen.

Der Kaiser ist ein König der Gerechtigkeit:

Er wollte der Friedenskaiser sein und wurde durch fremde Tücke in diesen größten aller Kriege verstrickt.

Besonders interessant ist Wohlgemuths Aufsatz „Die Entweihung des göttlichen Namens“. Das ist für den Juden die schwerste aller Sünden, die Schädigung der Religion, des Besten, des Guten:

Dieser Entweihung des göttlichen Namens haben sich diejenigen schuldig gemacht, die diesen Krieg heraufbeschworen und in Formen führen, die mit ihrer eigenen religiösen Vorstellung nicht in Einklang zu bringen sind.

Und da findet nun Wohlgemuth die schönen Worte:

Bedarf es der ausdrücklichen Versicherung, daß wir mit ganzer Seele den Schmerz mitempfinden, der die aufrichtigen Bekenner der christlichen Religion angesichts dieses allgemeinen Zusammenbruchs

1) Man sieht, wie Wohlgemuth das, was Seligmann in den Vordergrund stellt, die Theodicee, als Problem durchaus auch empfindet.

ihrer Hoffnungen und Aussprüche erfüllt. ... Alle Religionen sind solidarisch, der Tiefstand der einen ist das Leid der anderen. Für uns, die wir unsere Religion nicht als die alleinseligmachende ansehen, nach deren Auffassung dem Christentum die Aufgabe zugefallen ist, einen großen Teil der Welt dem Glauben an den einen Gott zuzuführen, bedeutet diese Erniedrigung der Bekenner des Christentums ganz in gleicher Weise eine Entweihung des göttlichen Namens.

In der Abhandlung „warum hassen uns die Völker?" meint Wohlgemuth mit „uns" die Deutschen in erster Linie. Und er gibt auf diese Frage seine und richtige Antworten. Verleumdung, mangelnde Verständnisfähigkeit, Furcht, Neid: das sind in der Tat die Gründe. Und dann kommt er natürlich auf einen anderen Völkerhaß: nämlich den das Judentum zu erdulden gehabt hat und noch zu erdulden hat. Mit Recht sagt er: auch bei diesem Haß ist in hohem Maße die Unwissenheit wirksam, die mangelnde Fähigkeit, sich in die Seele dieses Volkes wirklich hineinzuversetzen, zu gutem Teile auch der Neid. Es geht den Juden unter den Völkern ähnlich wie den Deutschen jetzt. Und, wie die Deutschen trotz alles Hasses vornehm geblieben sind und verstehen und verzeihen, so, fragt Wohlgemuth seine deutschen Mitbürger:

Sollten unsere nichtjüdischen Mitbürger nicht auch für uns Juden daraus die Lehre ziehen, sollten sie sich nicht sagen, daß auch wir dieser Selbstüberwindung fähig sind?

In dem Aufsatz „der heilige Egoismus und das gottgesegnete Volk" redet er scharf und von heiligem Zorn erfüllt über Italien und Amerika. Und wer, der sittlich-religiöse Maßstäbe für die entscheidenden ansieht, müßte ihm nicht beipflichten? — In dem Aufsatz „der ewige Friede" schreibt er das entscheidende Wort, wenn er sagt:

Der ewige Friede kann nur wirklich werden, wenn das Böse aus der Welt getilgt ist.

Er fügt hinzu:

Eine Welt aber, in der das Böse, das moralische Uebel fehlt, kann nicht als Stätte menschlichen Wirkens vorgestellt werden.[1])

Im natürlichen Verlauf der Dinge hält Wohlgemuth die Verwirklichung des ewigen Friedens für ausgeschlossen. Er erwartet das von Gott. Wer erinnerte sich als Christ hier nicht daran, daß Jesus ebenfalls das Letzte von Gott erwartet, daß das Reich Gottes bei ihm Gottes Tat ist? Die Voraussetzung ist auch bei Jesus „ein wunderbares Eingreifen Gottes". Aber:

Den ewigen Frieden herbeizuführen, muß das unausgesetzte Streben des Menschengeschlechtes sein. — Der Friede unter den Völkern ist ein Glück, das Gott herbeiführt.

Er wird es nicht an Unwürdige verschwenden. Durch unsägliche Leiden hindurch wird die Menschheit erzogen von Gott, geläutert, daß sie zu ihm zurückkehre. — Endlich der letzte Aufsatz: „der Gott der Gerechtigkeit".

Die Gerechtigkeit Gottes ist das Zentrum jüdischen Denkens und das Problem der Theodicee darum das wichtigste Problem.

Dabei wird auch im Judentum das Attribut der Liebe Gottes immer mitgedacht:[2])

Weil die Liebe nicht begrenzt und beherrscht war von der Gerechtigkeit, darum ist dieser Krieg ausgebrochen. — Grillparzer hat für die Geschichte der Kulturwelt die Entwickelung in drei Worten vorausgesagt: Humanität — Nationalität — Brutalität.

Noch einmal betont Wohlgemuth hier den Grundgedanken seines Buches: daß die ethisch-religiösen Kräfte in der Menschheitsgeschichte schließlich doch die entscheidenden sind.

Es ist nicht wahr, daß der Ausgang des Krieges allein Sache der industriellen Ueberlegenheit ist. Diesen Krieg wird der Mensch gewinnen und nicht die Maschine.

Feindesliebe lehnt Wohlgemuth ab:

Aber Gerechtigkeit können wir auch dem Feinde zollen. — Israel ist der Hiob unter den Völkern.

Es erhält sich aufrecht durch eine Idee, die Idee der Gerechtigkeit Gottes. Hier scheinen mir die Gedanken Wohlgemuths einer vom Christentum ausgehenden Ergänzung zu bedürfen: er sagt selbst, daß der Gott der Gerechtigkeit auch der Gott der Liebe ist. Sollte es da nicht doch die klarere Formulierung sein, wenn das Christentum von der „heiligen Liebe" redet? Meint nicht Jesus mit der „Feindesliebe" diese heilige Liebe? Wohlgemuth meint doch das schließlich auch. Gerechtigkeit als Liebe und Liebe als Gerechtigkeit, das ist doch sittliche, heilige Liebe. Und es will mir immer wieder scheinen, als ob der Gedanke der Gerechtigkeit doch eben unbedingt der Vertiefung durch den Gedanken der Liebe bedarf, auch dem Feinde gegenüber. Heilige Liebe ist doch erst die wahre, wirkliche Gerechtigkeit.

1) Diese Formulierung scheint mir zu scharf zu sein.

2) Man vergleiche, wie oben auch Seligmann von dem Gott der Liebe und Gerechtigkeit spricht.

5

In aller Kürze habe ich von dem reichen Inhalt der Aufsätze Wohlgemuths einen Begriff zu geben versucht. Wohlgemuths von der Bibel stark beeinflußtes Denken betont vor allem, wie wir gesehen haben, den Gedanken der Gerechtigkeit Gottes, der sittlich-religiösen Maßstäbe für das Weltgeschehen. Die Schwierigkeiten der Theodicee bestehen für ihn zwar auch, aber er arbeitet dem Problem gegenüber viel mehr die feste, positive, religiöse Ueberzeugung heraus. Er führt Gedanken aus, die Seligmann nur streift, nämlich die Gedanken, die auch für das Diesseits schon Gottes gerechtes Walten, die sittliche Weltordnung behaupten. Seligmann geht über diese Seite der Sache, die so stark im Alten Testament wurzelt, und auch im Christentum, das an den heiligen, allmächtigen Gott glaubt, nicht übersehen wird, doch zu rasch hinweg. Gewiß ist Weltgeschichte und Weltgericht nicht dasselbe, aber es gibt doch sicherlich in der Weltgeschichte auch Weltgerichte. Daß, wie bei Seligmann, so auch bei Wohlgemuth das Apokalyptische zurücktritt, ist erklärlich. Christliches Denken wird den Gedanken des Jenseits mehr als beide hier behandelte Vertreter des Judentums heranziehen; freilich denken hierüber die Christen verschieden. Endlich: das messianische Ideal. Hier legt Seligmann auf die Tätigkeit des Menschen zur Herbeiführung der Endzeit viel mehr Gewicht als Wohlgemuth. Des Letzteren Gedanken sind denen des Neuen Testamentes sehr ähnlich und dürften daher vor allem auf „positiv" christlicher Seite viel Verständnis finden.

Zum Schluß sei ein Gedanke, wie ihn Wohlgemuth gelegentlich ausspricht, noch einmal ausdrücklich betont: religiös-ethisches Judentum und frommes sittliches Christentum ringen schließlich um das Gleiche: um Religion und Sittlichkeit. Das sollten wir bedenken, und ebenso, was bei Wohlgemuth hervortritt: deutsches Judentum ist sich dessen bewußt, was Deutschland an sittlich-religiöser Kraft bedeutet. Es sollte in Deutschland ein Ergebnis des Weltkrieges sein, daß das Volk eines Luther und das Volk, aus dem Jesus dem Fleisch nach hervorgegangen ist, sich immer besser verstehen lernen, um zusammenzuarbeiten daran, daß das Reich Gottes komme und Gottes Name geheiligt werde.

Fiebig

Vertrauen

Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Hebr. 10, 35

Als das eine griechische Armeekorps sich in seiner moralischen und militärischen Bedrängnis unserm Deutschen Reiche anvertraute, ging eine warme Welle dankbarer Genugtuung durch unser aller Herzen. Soviel Schmach, soviel Verdächtigung, soviel Mißtrauen hatten wir nun während dieses Krieges von allen Seiten erfahren — wir sind längst müde geworden, uns dawider zu wehren — da gab uns aus der Ferne ein fremder Volksteil in ernster Stunde dies unmißverständliche, unübersehbare Zeichen des Zutrauens. Aber nicht genug, daß wir Freude darüber fühlten. Es stärkte uns diese Erfahrung auch den Mut zu unsrer Selbstbehauptung, zu unserm weltgeschichtlichen Beruf. Ein Volk kann nicht gedeihen und vorankommen, wenn es nicht an sich selber glaubt. Dieser Glaube kann dasein, wirken und sich bewähren, auch wenn die ganze Welt dawidersteht: Glaube geht schließlich immer auf das Unsichtbare. Aber unterwegs erlahmt der Glaube leicht, wenn er nicht Nahrung empfängt. Und diese Nahrung heißt Vertrauen, das Andre uns beweisen. Flösse es noch so spärlich, er kann ohne das nicht existieren. Jesu Glaube bis zum Tode am Kreuz ist nicht denkbar ohne das Vertrauen, das ihm wenigstens die kleine Schar der Jünger und Jüngerinnen bewies, auch in aller Verzweiflung durch den

Schmerz um ihn bis zu diesem Tode bewies. Jedenfalls ist sein Glaube, seine Sendung auf Erden, ohne das Geleit dieses Vertrauens nicht gewesen.

* * *

Was unser Volk in diesen kritischen Zeiten am meisten braucht, ist Vertrauen. Ich meine jetzt Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Sache, zu seinen Führern, zu seiner Zukunft. Deshalb sündigen die schwer, die ihm seine Kraft zu vertrauen schwächen und erschüttern.

Man soll auch nicht übermütig sein in seinem Selbstvertrauen. Davon ist unser Volk weit entfernt. Die Wenigen unter uns, die es doch sind, bedeuten nicht unser Volk. Eher bedarf unser Volk der Stärkung in seinem Selbstbewußtsein. Das ist bei so langer unabsehbarer Dauer dieses Krieges ganz natürlich. So oft und viel haben wir gesiegt, nun möchte das Volk auch das glückliche Ende sehn. Und Ungeduld schlägt leicht in Mißtrauen um: woran liegt es eigentlich? wer ist daran schuld? Die aber sündigen schwer, die nun diese Ungeduld nützend Mißtrauen säen. Gleichviel ob in guter Meinung.

Ich habe die Schriften gelesen, welche die „drei Deutschen“ zu verbreiten für ihre patriotische Pflicht halten, von Herrn Kapp und von Junius Alter. Nicht ohne redliches Mitgefühl mit Deutschen, in deren Seelen es so aussieht, wie in denen der Verfasser und Versender. Denn es muß sehr schwer sein, im Besitz des Schlüssels zu größeren, schnelleren, entscheidenden Erfolgen zu sein, und zusehen zu müssen, daß er nicht gebraucht wird. Indem nun diese Literatur darüber Klage führt und dem verantwortlichen Staatsmann den Prozeß macht, ändert sie an dem bestehenden Zustande gar nichts, sondern vernichtet nur vorhandenes Vertrauen. Mag doch in dem bunten Inhalt dieser Schriften auch Richtiges und Erwägenswertes enthalten sein: es steht neben so viel Unrichtigem und rein Subjektivem, das man kontrollieren kann, und neben so viel Anderem mehr, das man nicht kontrollieren kann, daß die Kenntnisnahme statt Belehrung und Einsicht vielmehr Beunruhigung und Mißtrauen schafft. Vertrauen wird getötet, ohne andres Vertrauen aufzurichten. Es tut einem in der Seele weh, daß unser Volk einer solchen Bearbeitung, einer solchen Folter unterworfen wird, eben da es einer stärksten Sammlung all seiner Kräfte innerlich wie äußerlich bedarf.

Fehler, Irrtümer laufen überall unter. Ohne Zweifel haben unsre Regierenden genug davon begangen, vor dem Kriege und während des Krieges. Aber wir können uns Männer, wie die Stunde sie braucht, nicht aus dem Boden stampfen. Am wenigsten wird dieser innere Kleinkrieg, den wir erleben, sie uns schaffen. Bisher tröstete man sich, daß er wenigstens nur unter den „Gebildeten“ um sich fraß, das „Volk“ davon verschont blieb. Aber schon drängt die trübe Flut über das weite Land Schon will sie unserm Volk an die Seele. Wohin soll das führen?

Unser Reichskanzler hat Aufgaben zu lösen, wie sie noch keinem preußischen oder deutschen Staatsmann je gestellt worden sind. Auch einem Bismarck nicht. Ohne vom Vertrauen des Volkes getragen zu sein, kann er sie nicht bewältigen. Und vieles in seinem Wesen hat ihn dem deutschen Volke vertraut und wert gemacht. Wir sehen den Mann nicht, der größeres Vertrauen verdiente, mag es auch sonst an Verdiensten und verdienten Männern — Gott Lob — nicht fehlen. Und es liegt nicht nur an der Zensur, wenn wir von der Art, wie seine Gegner arbeiten, einen üblen Eindruck haben. Gesegnet eine starke Opposition in rechter Stunde, die weiß, was sie will, und kann, was sie weiß. Wir haben die gute Zuversicht: wenn sie dasein muß, wird sie da sein, an der rechten Stelle, und sich Gehör verschaffen, beim Kaiser wie beim Volk. Aber diese ohnmächtige, unterirdische Mißtrauenssaat ist ein Frevel, daraus kann nichts Gutes erwachsen. Und was in der Coßmannschen Veröffentlichung soeben zu Tage gekommen ist — um Gottes willen, wo stecken da die heilenden Energien?

Wir verkennen nicht, daß bei so verhängnisvollem Vorgehen redliche, leidenschaftliche Vaterlandsliebe im Spiele ist. Aber unverkennbar sind auch Beweggründe innerpolitischer Art

vorhanden, die lieber unsers Volkes jetzt so notwendige Einmütigkeit gefährden, als auf Sonderziele verzichten. Und die Hauptursache der ganzen Erscheinung ist die nervöse Ungeduld, die der lange Krieg in allen Ständen zeitigt und die in den Schichten der patriotischen Intelligenz nun eben diese leidige Form angenommen hat.

* * *

Schließlich wird, ob wir siegen und wie wir siegen, eine Sache des Gottvertrauens sein. Wir meinen das nicht so, daß wir Gott nicht für fähig hielten, unser Volk noch durch härtere Tiefen zu führen, als durch dies unabsehbar lange Ringen mit einer solchen Masse von Feinden. Wir meinen es nicht so, daß unser Volk einen Freibrief mit auf den Weg bekommen hätte wider Unglück und Niederlage. Gott könnte unser Volk ja auch dadurch segnen wollen. Kein gläubiger, d. i. kein wirklich Gott vertrauender Mensch schreibt Gott vor, wie er segnen will.

Nein, nicht so. Und doch gibt es einen ganz direkten Weg vom Gottvertrauen zu Sieg und Erfolg.

Dasjenige Volk wird obsiegen, das die stärksten Nerven hat. So hörten wir nun oft. Wer am herzlichsten und reinsten Gott vertraut, der hat die stärksten Nerven.

Darum werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. In sich selber. R

Dies wurde acht Tage vor dem Zusammentritt des Reichstags geschrieben, dann zurückgehalten. Nun mag es als ein Wort aus sorgendem Herzen doch ausgehen und um Zustimmung werben. R

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Wie kommt es, daß man noch gar keine Aufrufe für unsre treuen Sachsen in Siebenbürgen liest? Die Not ist doch so groß und dringend. Einstweilen drucken wir zur Ermunterung und Nachahmung unsere Marburger Bitte im Anzeigenteil ab. Auf den Appell in voriger Nummer erhielten wir gleich 50 Mark aus Frankfurt a. M. Dank! Aber es muß reichlicher zufließen! —

Um die Greuel-Lügen unsrer Feinde bekümmert sich ja bei uns längst keine Seele mehr. Vielleicht sollten wir doch darauf achten, denn es ist Gift, das wirkt. In der Reformierten Kirchenzeitung macht ein Leser des Christianisme „der vornehmsten und bekanntesten Zeitung der reformierten Kirche Frankreichs“, die den bekannten trefflichen Calvinforscher Doumergue zum Hauptredakteur hat, uns mit einer Schauergeschichte bekannt — nun wir wollen es ganz kurz machen: Offiziere, deutsche Offiziere, die sich in einem Schlosse Nordfrankreichs der Herrin gegenüber ganz anständig benommen hatten, fragen zuletzt nach den Kindern: zwei reizende Bübchen von 9 und 11 Jahren werden herzugeführt, da zieht einer der Offiziere den Revolver und schießt sie vor den Augen der Mutter kaltblütig nieder.

Eine Erfindung, zu schlecht für den schlechtesten Hintertreppenroman. Aber sie steht, geglaubt, im Christianisme, im Blatte des Professors Doumergue! Luk. 23, 31. —

Wie leid ist es uns, daß wir auf die so reich ausgestattete Kriegs-Volksakademie in Diez nicht rechtzeitig hingewiesen haben! Wegen des theologischen Ferienkursus Malente-Gremsmühlen wende man sich an Pastor Harder, Kiel, Hebbelstr. 1. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Dienstag 17. Oktober 5 Uhr pünktlich im „Franziskaner“, Schweidnitzerstraße 36: Die Kirche nach dem Kriege. Viebig.

Dessau (Freunde evang. Freiheit). Sonnabend 14. Oktober 8 1/4 Uhr in der Askania: Das sittliche Recht des Kämpfens. Schubring-Brandenburg.

Magdeburg. Montag 16. Oktober 4 Uhr Hasselbachstr. 1 (Stadtmission): Weltkrieg und Kirchenglaube. Professor Dr. Weidel.

Vogtland und Reuß. Mittwoch 11. Oktober 1/2 4 Uhr in Jocketa: Deutsche Frömmigkeit und deutscher Idealismus. Fuchs-Rüsselsheim.

Versammlungskalender

2.– 7.	Oktober	Weltanschauungswoche Lauterberg im Harz
2.—15.	„	Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung Diez (Lahn)
10.	„	Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
11.– 13.	„	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
15.—17.	„	Allgemeiner Evangelisch-Prot. Missionsverein Wiesbaden
17. 18.	„	Kirchlich-soziale Konferenz Berlin
23. 24.	„	Deutsch-Evangelischer Gemeindetag Halberstadt
23.—26.	„	Nederlandsche Protestantenbond Groningen

Hauslehrer (Kandidat oder Student, ev. Kriegsbeschädigter) oder **Hauslehrerin** zum 15. Oktober für 12jährigen Quartaner gesucht. Gehaltsansprüche und Zeugnisse erbittet Kammerherr **v. d. Wense, Wense b/Dorfmark,** Hannover.

Für die Siebenbürger Sachsen!

Furchtbar schwer sind die treuen Deutschen in Siebenbürgen von der letzten Wendung des Krieges betroffen. Plötzlich mußten sie die Wohnstätten verlassen, die sie nun Jahrhunderte lang gegen die verschiedensten Feinde tapfer behauptet haben. Meist in Budapest vereinigt fehlt es ihnen an Allem. An Geld, an Nahrung, an Kleidung. Laßt uns ihnen beweisen, daß sie unserm Herzen nahe stehen!

Marburg ist durch die vielen Studenten, die seit Jahrzehnten aus Siebenbürgen hierher gekommen sind, besonders eng mit den Betroffenen verbunden. Deshalb rufen wir alle, die das fühlen wie wir, auf, das Ihre zur Linderung der Sachsen-Not in Ungarn beizutragen. Jeder der Unterzeichneten nimmt gern Beiträge entgegen. Kleidungsstücke, die im Hinblick auf den drohenden Winter ganz besonders erwünscht sind, bitten wir an die mitunterzeichnete Frau Geheimrat Fischer, Lutherstr. 10, gelangen zu lassen.

Im voraus herzlichen Dank für jede Gabe.

Feußner Frau Fischer Heinze Frau Hildebrand Knabe Rade Stumpf

Ein neues Predigtbuch von Pfr. Gust. Benz!

Dennoch bei Gott!

Predigten aus den Kriegsjahren 1914–1916
von Gustav Benz, Pfarrer in Basel.
Broschiert M. 3.60; in solidem Ganzleinwandband M. 5.–.

In tiefgrabender Gedankenarbeit und dabei doch beneidenswert schlichter und warmer Sprache sucht der Verfasser das vielverästete Problem des gegenwärtigen Krieges, seine Aufgaben, Sorgen, Nöte und Versuchungen zu meistern und zwar so, daß er meist vom Boden des Neuen Testaments aus durch den Glauben an Christum Herz und Gewissen stärken möchte. Namentlich unseren Intellektuellen, die nicht selten ein recht dürftiges Bild von Jesus und seinem Evangelium haben, könnte das Buch einen gesegneten Dienst tun, aber auch denen, die allwöchentlich in Predigt und Kriegsbetstunde zu geben haben und etwas von der bedrückenden Gefahr der Eintönigkeit wissen, werden sich hier neue Bahnen erschließen. Die Art, wie er im Wetterzeichen des Krieges die verschiedensten Fragen des Volkslebens christlich anzufassen und ebenso taktvoll wie ernst zu behandeln versteht, muß anregend und befruchtend wirken. (Greifswalder Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; wo keine solche am Ort, wende man sich direkt an die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Reinhardt, St. Ludwig i. Elsaß.

Vakanz-Anzeige

Das **Kompastorat in Tellingstedt** wird wegen anderweitiger Wahl des bisherigen Inhabers als erledigt ausgeschrieben.

Das Grundgehalt beträgt 2400 Mk., ein auf Amtsdauer geltender Grundgehaltszuschuß 400 Mk. Der neu zu berufende Kompastor wird den Pfarrbezirk II zu verwalten haben.

Bewerber um diese Parrstelle, zu welcher der Kirchenvorstand präsentiert und die Gemeinde wählt, wollen ihre Gesuche um Präsentation nebst Zeugnisabschriften bis zum 19. Oktober d. J. einschließlich an den Kirchenvorstand in Tellingstedt einsenden.

Büsum, den 26. September 1916

Der Kirchenpropst
Heesch

Kalender fürs deutsche Haus 1917

Mit zahlreichen Abbildungen im Text, Wandkalender und Kunstbeilage in Kupfertiefdruck „Doppeldecker über den Dardanellen" von Professor Max Zeno Diemer.

40 Pf. Von 30 Ex. (Fünfkilopaket) an je **25 Pf.** Ein Probekalender auf Wunsch kostenlos, wenn Bestellung von mind. 30 Ex. zugesichert wird.

Der Stiftungsverlag in Potsdam

Altt. Texte 17.–20. S. n. Trin.
Das **Oktober-Heft** der

Pastoralblätter

für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung,
hrsg. von Pfr. Lic. **A. Neuberg**,
ist soeben erschienen.
Probeh. kostenfr., Semester 4,25
Verlag von
E. Ludwig Ungelenk, Leipzig

Universität Jena

Wintersemester beginnt am 15. Oktober. Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt

Schiele die Religion (145 M / 100 M)
Orbde. unbenutzte Ex. statt
Best. u. **L S 2108** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**
Versendung gegen Nachnahme

Kostenfreie Unterrichtskurse

zur Erlernung der englischen und französischen Sprache, einfachen und doppelten Buchführung, Wechsellehre, Handels-Korrespondenz, Rechnen und Stenographie finden in diesem Semester an der Handelsschule Keil statt. Auswärtige erhalten den Unterricht nach genauer Anleitung schriftlich. Freie Wahl der einzelnen Fächer. Kostenfreie Überwachung aller Arbeiten durch tüchtige Fachlehrer. Am Schluß eines jeden Kurses ist eine Prüfung, worauf die Schüler ein Zeugnis erhalten. Die zum Unterricht nötigen Lehrmittel hat sich jeder Teilnehmer selbst zu beschaffen. Weitere Kosten als Porto entstehen nicht. Anfragen, unter Beifügung des Rückportos, sind an das **Sekretariat der Handelsschule Keil, Inh. G. Jahn, Berlin W, Bülowstr. 29,** zu richten.

AUSSCHREIBEN!

Der Protestantenbund beabsichtigt zur Lutherfeier 1917 eine volkstümliche Schrift unter dem Titel: „LUTHERS HAMMERSCHLÄGE" erscheinen zu lassen. Die Wahl eines anderen Titels steht frei. Es soll dargestellt werden, was wir Luther für die Entwickelung deutscher Frömmigkeit und deutschen Volkslebens in Vergangenheit und Zukunft verdanken. Der Umfang der Schrift soll 3½ Bogen (Oktavformat) nicht überschreiten. Für die besten Leistungen werden zwei Preise im Betrag von M. 300,— und M. 200,— ausgesetzt. Die preisgekrönten Arbeiten gehen in das Eigentum des Protestantenbundes zu freier Verfügung über. Die Handschriften sollen spätestens, mit einem Kennwort versehen, bis zum 20. Dezember 1916 an die Geschäftsstelle von D. Traub-Dortmund, Moltkestr. 11, eingeliefert werden und ein verschlossener Briefumschlag (unter demselben Kennwort) den Namen des Verfassers enthalten.

DER VORSTAND
DES BUNDES DEUTSCHER PROTESTANTEN

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erscheint:

D. Otto Baumgarten
Professor an der Universität Kiel

Politik und Moral

8 1916 M. 3.– Gebunden M. 4.–

Dr. Paul Mombert
Professor in Freiburg i. Br.

Eine Verbrauchseinkommensteuer für das Reich

als Ergänzung zur Vermögenszuwachssteuer

Klein 8 1916 M. 0.75

Carl von Tyszka

Der Konsument in der Kriegswirtschaft

(Kriegswirtschaftliche Zeitfragen 5)

Gross 8 1916 M. 1.50

Im Verlag von **EDUARD van HAUTEN** (**C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung**) in **Straßburg i. Els.** sind nachstehende Werke von **Professor D. Julius SMEND** erschienen:

Kirchenbuch für evangelische Gemeinden

Band I: Gottesdienste
Zweite bereicherte und verbesserte Auflage. Preis in Leinen gebunden Mk. 10.—; in Leder mit Goldschnitt Mk. 12.50

Band II: Handlungen Preis in Leder mit Goldschnitt Mk. 11.50

HANDAGENDE zum KIRCHENBUCH für evangelische GEMEINDEN Gottesdienste - Handlungen - Krankenbesuch
Preis in Ganzleinen gebd. Mk. 3.50; in Ganzleder gebd. Mk. 4.80

EVANGELISCHE PREDIGTEN samt den zugehörigen Gottesdienstordnungen Preis ungeb. Mk. 2.-; geb. Mk. 3.

Man darf die Smend'schen Kirchenbücher die reichhaltigsten aller einschlägigen Werke nennen. Sie kommen, bei pietätvoller Rücksicht auf das Erbe der Väter, allen modernen Bedürfnissen entgegen. Nicht nur für den Liturgen und Prediger, sondern auch für Organisten und Chorleiter bieten sie alle nötigen, den evang. Gottesdienst, auch den liturgischen und Kindergottesdienst, sowie die kirchlichen Handlungen betreffenden Winke. Umfangreiche Einführungen behandeln jeden Abschnitt dieser Bücher. Auf die Text- und Lektionsverzeichnisse für Gemeinde- und Kindergottesdienst sei besonders verwiesen. Der alles beherrschende Gedanke ist der eines einheitlichen Aufbaues der Gottesdienste und Handlungen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.
Hierzu als Beilage eine Probenummer des religiösen Volksblattes „Sonntag und Alltag", Herausgeber Pfarrer Dr. Luther, Charlottenburg, Huttenverlag G. m. b. H. in Berlin